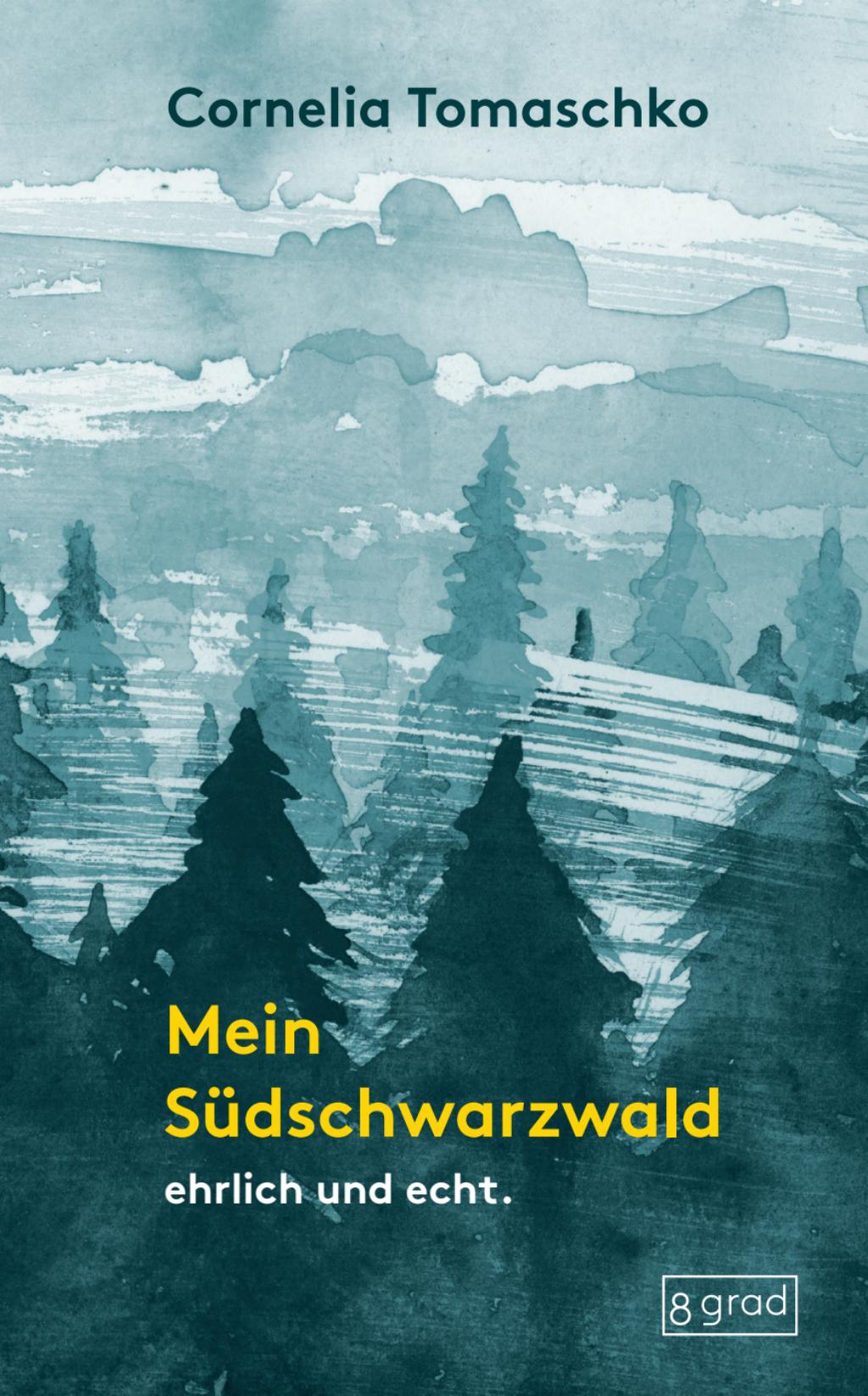


Cornelia Tomaschko



A dark, moody landscape photograph showing a dense forest of tall evergreen trees in the foreground and middle ground. The background features rolling hills and mountains under a heavy, overcast sky filled with white and grey clouds.

**Mein
Südschwarzwald
ehrlich und echt.**

8 grad

Cornelia Tomaschko
Mein Südschwarzwald

8 grad



Cornelia Tomaschko

Mein Südschwarzwald

Ehrlich und echt

8 grad verlag Freiburg



Inhalt

- 7** Vorwort
- 11** Wald und Wälder
- 27** Tourismus und Wintersport
- 43** Tradition
- 63** Fasnet
- 71** Schwarzwälder Kirschtorte
- 77** Markt und Höfe
- 87** Gasthäuser
- 95** Kultbier und Alltagswein
- 105** Arbeiten, wo andere Urlaub machen
- 117** Handwerk und Design
- 127** Kunst und Architektur
- 139** Die Schwarzwälder und ihr Alemannisch
- 153** Um den Wald herum



VORWORT

Zu Beginn ein Hinweis. Ein wichtiger Hinweis. Dies ist kein Reiseführer. Auch keine Bucketlist für den Südschwarzwald. Sie halten ein Lesebuch in ihren Händen. Eine Einladung, mit mir durch »meinen« Südschwarzwald zu streifen, sich mit mir an den gedeckten Tisch zu setzen, mit mir in den Wald einzutauchen und zwischen Weinreben wieder aufzutauchen. Sie ahnen vermutlich schon, dass es in diesem Buch viel um Genuss geht. Nicht nur um kulinarischen Genuss. Der Südschwarzwald ist in vieler Hinsicht eine reiche Region. Reich an Traditionen, Kreativität, Innovation, an Bergen, Seen und Flüssen, an Symbolen und Menschlichkeit. »Ehrlich und echt«, der Untertitel dieses Buches, sind die Wörter, die mir immer wieder einfallen, wenn ich in der Region unterwegs bin.

Und da sind noch zwei Wörter, die ich mit dem Südschwarzwald verbinde: offen und weit. Wie geht das zusammen mit tiefen Tälern und dunklen Wäldern? Sehr gut, das eine gehört zum anderen. Die tief eingeschnittenen Täler sind genauso Teil der Landschaft wie die lichten Weideflächen, die ausgedehnten Wälder sind ebenso typisch wie die kahlen Gipfel, von denen aus der Blick manchmal bis zur Schweizer Bergwelt und zu den französischen Vogesen reicht. In dieser Gegend schaut man aber nicht nur über die Grenzen, man überschreitet sie auch ganz selbstverständlich.

Der alemannische Dialekt macht die Verständigung zwischen den Menschen im Dreiländereck leicht. Doch wollen die Schwarzwälder überhaupt so viele Begegnungen? Sind es nicht eher stille Menschen, die dort im Gebirge wohnen? Ja und nein. Sie sind zwar keine Meister im Small Talk, aber für ein gutes Gespräch sind sie immer offen. Ein Gespräch, bei dem man sich mit Respekt begegnet. Mit dem gleichen Respekt pflegen sie auch die Traditionen ihrer Heimat und bewahren sie für die Zukunft. Mit dieser Haltung bewahren sie eine Kulturlandschaft, die für die meisten von uns ein Ort der Erholung ist. Wo wir hingehen, wenn wir Ruhe brauchen und diese im Wald, auf den Wiesen und am Wasser suchen und finden.

Auch in diesem Buch wandern wir unter Bäumen. Aber wir gehen auch aus dem Wald hinaus, zum Beispiel zu den Weinbergen des Markgräflerlands oder zu der uralten Kulturlandschaft im Taubergießen. Wir gehen dorthin, wo die Südschwarzwälder arbeiten, wo sie einkaufen und wo sie Cego spielen. Für dieses Buch habe ich sehr viel recherchiert und ausprobiert, aber Cego, dieses Urschwarzwalder Kartenspiel, kann ich noch immer nicht. Dafür habe ich die erste Kirschtorte meines Lebens gebacken. Lesen Sie selbst, was dabei herauskam.

Bei der Suche nach einem Backrezept für den Kuchen habe ich bemerkt, dass es nicht nur ein einziges gibt. Und so wenig wie es »die« Kirschtorte gibt, gibt es »den« Südschwarzwald oder »den« Schwarzwälder. In diesem Buch nehme ich Sie in »meinen« Südschwarzwald mit, so wie ich ihn ganz persönlich erlebe. Diese Gegend ist für mich seit vielen, vielen Jahren Herzensheimat. Die Arbeit an diesem Buch hat so viele schöne Erlebnisse und Bilder in mir wachgerufen, auch an meine Kindheit im Nordschwarzwald. Nehmen Sie es als Einladung, Ihre eigenen Erinnerungen an diese wunderbare Landschaft wach werden zu lassen. Oder Erinnerungen an

Ihre eigene Herzensheimat, die vielleicht weiter nördlich oder südlich auf dem achten Längengrad liegt – oder an einem ganz anderen Ort.

Cornelia Tomaschko,
Sommer 2023



WALD UND WÄLDER

Den »großen schwarzen Wald« wollte er sehen. Adem, unser Gastschüler aus der englischen Industriestadt Birmingham, verwurzelt in mehreren Nationen. Ein stiller Junge mit einer großen Sehnsucht nach Natur, nicht nur nach Wald, wie sich zeigen sollte. Adem den Wunsch nach dem »großen schwarzen Wald« zu erfüllen war kein Problem. Der »Black Forest« beginnt fast vor unserer Haustür. Hätte es den Nationalpark Schwarzwald damals schon gegeben, wären wir vielleicht im Nordschwarzwald geblieben und an die Schwarzwaldhochstraße gefahren. Zur Zeit von Adems Besuch bei uns wurde um diesen aber noch heftig gestritten. Wir fuhren mit unserem Gastkind in den Süden. Dort wollte ich ihm den für mich wahren, echten Schwarzwald zeigen, »meinen« Schwarzwald. Dass der Schwarzwald im Norden viel baumreicher, viel mehr »silva nigra« ist als der im Süden, ignorierte ich einfach. Auf den nährstoffarmen Sandsteinböden wachsen Bäume besser als Gras oder Gemüse und Salat. Auf einigen der Gipfel des Nordschwarzwalds stehen Türme, damit man über die ausgedehnten Wälder hinwegschauen kann. Im Süden dagegen schaffen Granit und Gneis die Grundlage für fruchtbare Böden, da lohnt Landwirtschaft. Die Landschaft ist offen und weit. Und genauso öffnet sich mein Herz, wenn ich durch eines der engen Täler auf die Höhe komme. Im Nordschwarzwald bin ich aufgewachsen, das ist mein Zuhause, aber meine gefühlte Heimat ist der Südschwarzwald.

Ich hoffte sehr, dass Adem ein wenig von dem spüren würde, was die Schwarzwaldlandschaft in mir weckt. Gleichzeitig meinte ich den Auftrag zu haben, den Gast von den Britischen Inseln zu einigen der Hotspots des »Black Forest« zu führen. Nach dem Freiburger Münster also zum Titisee, der bei vielen Touristen auf den vorderen Plätzen ihrer Bucketlist für den Schwarzwald steht. Bei Adem fiel der See gnadenlos durch. Ein kurzer Rundumblick genügte ihm. Das war nicht das, was er sich unter dem »Black Forest« vorgestellt hatte. Also weiter zum Feldberg, hoch auf den Seebuck. Auf dem kahlen Gipfel stand Adem zwar wieder nicht im »großen schwarzen Wald«, aber der Junge sah so viele Bäume um sich herum wie offensichtlich noch nie zuvor in seinem Leben. Er wurde noch stiller, als er es ohnehin schon war. Ich wollte ihn auf dies und das aufmerksam machen. Den Feldsee in der Tiefe, den Turm, den wir besteigen könnten, die Vogesen, die Schweizer Berge. Alles, was mich so begeistert, wenn ich auf dem »Höchsten« bin, wie die Schwarzwälder den Feldberg gerne nennen. Als ich mich umdrehte, saß Adem vor einer Kuh. Er schaute dem Tier tief in die Augen, beobachtete jede seiner langsam, ausgeprägten Kaubewegungen. Adem hatte von all meinen Worten keines gehört, er war völlig in den Anblick des Tiers versunken. Ich setzte mich neben den Jungen und kam mit ihm ganz im gegenwärtigen Moment an. Wir saßen mitten unter zahlreichen fröhlichen Ausflüglern, die an diesem warmen Herbsttag auf den Feldberg gezogen waren, um die gigantische Fernsicht zu genießen. Irgendwann drehte die Kuh sich um und ging davon. Und wir wanderten auf dem Feldbergsteig in den »großen schwarzen Wald« hinein. Unser Gastkind war glücklich. Um das zu verstehen, brauchte es keine Worte.

»Heimat fühlen Menschen in der Natur«, schreibt der Glückphilosoph Wilhelm Schmid in seinem Buch *Heimat finden*. Ich kenne dieses Gefühl. Es packt mich immer

dann, wenn ich auf den Bergen des Südschwarzwalds stehe, in eine der Schluchten eintauche, an einem Bach zwischen alten Bäumen entlangwandere, die Gischt eines der imposanten Wasserfälle im Gesicht spüre oder auf einem bemoosten Baumstumpf an einem der stillen Weiher sitze. Klingt sehr idyllisch und so gar nicht nach Klimawandel und Waldsterben. Veränderungen, die natürlich auch vor dem Schwarzwald nicht haltmachen. Im Gegenteil. Sie sind gut sichtbar. Und spürbar, wie uns ein Spanier im Schatten der Bäume im Biergarten des Raimartihofs versicherte. Er schwitzte sehr nach seiner Wanderung auf dem Feldbergsteig. Eine solche Hitze hatte der Mann aus Südeuropa im Schwarzwald nicht erwartet, eher einen kühlen Sommerurlaub. Er habe sich offensichtlich das falsche Jahr ausgesucht, meinte er lachend. Allerdings betonen Meteorologen und Klimaforscher fast täglich, dass es in Zukunft immer häufiger solche »falschen« Jahre geben werde. Die Feuerwehrleute im Schwarzwald üben vermehrt, Waldbrände zu bekämpfen, da diese in den trockenen Jahren häufiger werden. Eine Gefahr, die bislang eher den Wältern in Spanien, Frankreich und Italien drohte.

Der Wald wird sich wandeln, auch der Schwarzwald. Das hat er schon häufig getan, aber seit rund 300 Jahren sind wir Menschen an dieser Veränderung in erheblichem Maß beteiligt. Zunächst durch intensive Abholzung, dann durch Monokulturen und nun durch einen Klimawandel, den wir durch unseren Energiehunger herbeigeführt haben. Originale, ursprüngliche Wälder gibt es im Schwarzwald nur noch selten. Ein paar finden sich rund um den Feldberg. Dort schlagen Bergahorn, Weißtanne, Buche und Säulenfichte ihre Wurzeln. Diese Baumarten entwickeln sich, wenn man den Wald wachsen lässt, wie er wachsen will, beispielsweise in den Kernzonen eines Biosphärengebiets. Im Biosphärengebiet Schwarzwald mit rund 63 000 Hektar Fläche sind knapp 2100 Hektar als Kernzonen ausgewiesen. Dort wachsen diese naturnahen

Mischwälder. In diesen Zonen sind dann nochmals Gebiete ausgewiesen, in denen forstwirtschaftlich gar nichts geschieht, die Bannwälder. Sie sollen zu den Urwäldern von morgen werden, wie im »Napf«, dem höchstgelegenen Bannwald Baden-Württembergs, nordwestlich des Feldbergs gelegen. Wer eine Ahnung davon bekommen möchte, wie wild der Schwarzwald vor der Besiedelung im Mittelalter war, sollte sich in den Bannwald in der Wehraschlucht, südlich des Feldbergs, wagen. 17 Kilometer und rund 850 Höhenmeter sind zu bewältigen. Ursprüngliches Walderleben ist kein Sonnagnachmittags-Spaziergang. Der Wald, die Natur fordern uns. Natürlich ist das nicht vergleichbar mit dem, was die unerschrockenen Missionare des Mittelalters wie St. Trudpert im Münstertal bewältigen mussten, um einen Siedlungsplatz zu schaffen. Die Römer hatten den Schwarzwald eher gemieden. Sie bevorzugten die Randlage am Oberrhein mit den Quellen wärmenden Thermalwassers. Ich kann das gut verstehen. Aber in meinem sehr komfortablen Alltagsleben übt der un aufgeräumte Bannwald dennoch eine große Anziehungskraft auf mich aus. Auf dem Wanderweg über umgestürzte Baum stämme zu steigen, das üppige Leben im Totholz zu beobachten, andererseits aber auch zu respektieren, dass ich in manchen Gebieten nichts verloren habe, sondern dass dort nur die Natur sein darf, sind gute Erfahrungen für mich. Die Tatsache, dass die Natur uns Menschen nicht braucht, wir sie aber schon, zeigen uns die Bannwälder sehr deutlich.

In diesen absoluten Schutzzonen können wir also beobachten, was wächst, wenn wir nichts pflanzen und nichts röden. Doch welche Bäume werden diese Urwälder besiedeln, wenn es auf der Erde immer wärmer wird? Die Hochmoore des Schwarzwalds sind so etwas wie das Waldgedächtnis. Dort sind die Pollen jener Bäume konserviert, die vor 10 000 oder 5000 Jahren im damals noch namenlosen Schwarzwald standen. Vor 5000 Jahren hatten wir eine lokale Warmzeit.

Damals wuchsen Ulmen, Eichen und Linden auf den Höhen des Schwarzwalds, die derzeit nur in tiefen Lagen zu finden sind. Vielleicht werden sie in Zukunft wieder auf die Höhen hinaufziehen. Dann gäbe es auch mehr Frühling und mehr Herbst am Feldberg als heute. Die Hochschwarzwälder müssen mehr als drei Wochen länger als die Freiburger warten, bis die Bäume wieder grüne Blätter tragen, und im Herbst fast drei Wochen früher Abschied von den dann bunten Blättern nehmen. Dafür greifen die, die oben wohnen, häufig im Herbst und Winter bei satten Plustemperaturen zur Sonnenschutzcreme, während sich im Tal der Nebel staut und das Thermometer Minusgrade zeigt. Solche Tage mit Inversionswetterlage gibt es im Südschwarzwald überdurchschnittlich viele. Sie sind meine liebsten Tage. Oben am Feldberg zu stehen und auf die schneebedeckten Berge der Schweizer Alpen zu schauen, während im Rheintal der Nebel wie eine dicke Decke liegt, ist ein bisschen, wie über den Wolken zu fliegen und die grenzenlose Freiheit zu spüren, die Reinhard Mey besingt. Ein Lied, das nicht nur Flieger auswendig können. Am Belchen oder Hochblauen ist das Gefühl nicht anders, aber am Feldberg kann ich diese Tage auf dem Feldbergsteig genießen, einem meiner absoluten Lieblingswege im Südschwarzwald. Oder ich gehe an Tagen mit Inversionswetterlage den Panoramaweg von St. Märzen nach St. Peter und schaue hinüber zum »Höchsten«.

Beide Wege führen durch die typische Landschaft des Südschwarzwalds. Große, offene Ebenen und dichte oder lichte Wälder, die sich abwechseln. Ließe man überall die Bäume wachsen, wie sie wollen, dann wäre die gesamte Schwarzwaldlandschaft ein einziger Wald, abgesehen von den natürlich baumfreien Zonen wie Felsen, Moore und Lawinenbahnen, die es auch im Südschwarzwald gibt, beispielsweise am Zastler Loch. In den vegetationsfreundlichen Gebieten sorgen Rinder und Ziegen dafür, dass nicht alles zuwächst. Obwohl

deren Zahl rückläufig ist, reicht der Hunger der Vierbeiner aus, um die Verbuschung aufzuhalten. 30 Prozent des Südschwarzwalds sind dank der Tiere offene Flächen, auf 70 Prozent wachsen Bäume. So leisten die Bauern mit ihrer Arbeit auch einen Beitrag dazu, die Landschaft, wie wir sie kennen, zu erhalten. Auch die kahlen Gipfel von Feldberg und Belchen, denn die natürliche Baumgrenze liegt bei 1600 Metern. Diese Höhe erreicht kein Schwarzwaldgipfel. Dass es zu den baumlosen Gipfeln kam, hat etwas mit uns Menschen zu tun. Mit der intensiveren Besiedelung der Region im Mittelalter rodeten Mönche, Handwerker und Bauern viele, viele Bäume. Sie bauten Häuser und Bergwerke, gingen ihrem Gewerbe wie Köhlerei oder Glasbläserei nach oder schufen Weideflächen fürs Vieh. Im 18. Jahrhundert war der Holzbedarf in Europa so groß und die Gelegenheit, endlich einmal Geld mit dem Wald zu verdienen, so verführerisch, dass Ende des Jahrhunderts zwei Drittel der Flächen im Schwarzwald baumfrei waren. Was noch blieb, waren eher Büsche als Bäume. Das Bild des Schwarzwalds, das wir heute kennen, ist also gar nicht so ursprünglich, wie wir das in unseren romantischen Vorstellungen gerne hätten.

Nach dem weitgehenden Kahlschlag suchten die Waldbesitzer Anfang des 19. Jahrhunderts den optimalen Baum zur Wiederaufforstung. Sie entschieden sich für die schnell wachsende Fichte statt für Tannen, Buchen und Eichen, die bis dahin charakteristisch für den Schwarzwald gewesen waren. Das beginnende 19. Jahrhundert war auch die Zeit, in der sich die Forstwirtschaft nicht mehr an alten Rechten orientierte, sondern gesetzlich geordnet wurde. Der Beruf des Försters entstand, die Waldbesitzer durften nur noch mit behördlicher Erlaubnis einschlagen. Dies kam alles andere als gut an. Das Badische Forstgesetz von 1833 setzte aus Sicht der Schwarzwälder dem Ganzen die Krone auf. Der Forst sollte vor dem Volk geschützt werden. Das Gesetz verbot den Menschen,

Brennholz im Wald zu sammeln. Auch durfte kein Vieh mehr im Wald weiden, damit die neu gepflanzten Bäume eine Chance hatten zu wachsen. Weideflächen, die unrentabel waren, wurden mit Bäumen bepflanzt. Um diese Jungwälder vor den Tieren zu schützen, wurden Gräben und Mauern gezogen, die das Vieh nicht überwinden konnte. Achten Sie mal beim Wandern auf diese Steinmauern im Wald. Zusätzlich zur Fichte setzten Waldbesitzer ab dem 20. Jahrhundert auch Lärchen und Douglasien. Auf unserer Terrasse liegen Bretter einer Douglasie aus dem Schwarzwald und schenken uns jeden Tag ein bisschen Heimat- und auch Urlaubsgefühl. Aber kann ein Baum, der sein natürliches Verbreitungsgebiet in Nordamerika hat und erst so kurze Zeit zum Schwarzwald gehört, diesen als Heimat symbolisieren? Wenn man davon ausgeht, dass dort, wo Heimat ist, alles bleibt, wie es ist, ganz sicher nicht. Da jedoch nicht alles bleibt, wie es ist, schon gar nicht im Schwarzwald, wo Heimat auf allen Gebieten immer wieder neu interpretiert wird, können auch Douglasienbretter aus dem Schwarzwald auf einer Terrasse ein Stückchen Heimat vermitteln. Vermutlich auch in Zukunft. Das gilt nicht für die Fichte. Eigentlich sind die Ansprüche der Rottanne, wie sie wegen ihrer Rindenfarbe auch genannt wird, gering. Es braucht wenig, damit diese Baumart sowohl gerade als auch schnell in die Höhe wächst. Das macht die Fichte sehr wirtschaftlich. Mehr als die Hälfte des Nutzholzes in Deutschland sind Fichtenstämme. Doch dem einstigen »Brotbaum« der Waldbauern im Schwarzwald wird es zu warm und zu trocken. Bei aller Genügsamkeit braucht die Fichte für ihr Wohlbefinden vor allem ein kühles Klima, das ihr der Schwarzwald viele Jahre bieten konnte. Die zunehmend trockenen und heißen Wetterlagen sind nichts für sie. Die Bäume, die schon aufgegeben haben, ragen braun und dürr wie Mahnmale Richtung Himmel. Die Wurzeln der Fichten liegen zu flach, um tiefer gelegene Wasserschichten anzapfen zu können. Durch diese

Art der Verwurzelung fallen die Rottannen bei Stürmen auch schneller um als andere Bäume. Sollten die Fichten wirklich komplett verschwinden, wird das einem Waldbewohner überhaupt nicht gefallen. Als unser Sohn Maximilian in der dritten oder vierten Klasse aus dem Schullandheim zurückkam, erzählte er mir begeistert vom Badischen Riesenregenwurm. Max konnte sehr fantasiereich erzählen, weshalb ich ihn in der damaligen Zeit immer fragte, ob eine Geschichte für die Zeitung (wahr) oder fürs Märchenbuch (erfunden) sei, denn von einem Badischen Riesenregenwurm hatte ich bis dato nichts gehört. Dabei gehört er zu den Ureinwohnern im südlichen Schwarzwald. Er lebt dort seit dem Ende der Eiszeit. Nun lernte ich durch Max den »Lumbricus badensis« kennen. Mehr als 30 Zentimeter misst der überdimensionierte Regenwurm, und wenn er sich ausstreckt, schafft er es auf mehr als einen halben Meter Länge. Wie jeder Wurm wohnt auch der badische unterirdisch. Bis zu zwei Meter tief reichen seine Wohnröhren in den Boden. Da der Ringelwurm erst am Abend frisst, machten sich die Kinder in der Dämmerung auf die Suche. Durch Klopfen lockten sie ihn aus dem Boden, allerdings nicht ganz. Beim abendlichen Mahl bleibt etwa ein Drittel der stattlichen Wurmlänge im Boden. Wer so groß ist, wiegt in der Regel auch ein bisschen mehr. Zwischen 30 und 40 Gramm bringt der Badische Riesenregenwurm auf die Waage, was dem fünffachen Gewicht eines gemeinen Regenwurms entspricht. Dem Großen gefällt es gut in den relativ sauren Böden der Fichtenwälder. Da der gemeine Regenwurm diese eher verschmäht, hat der Riesenwurm das Revier ganz für sich allein.

Das heißt, solange es noch Fichtenwälder im Schwarzwald gibt, denn ein Baum, der so sehr gestresst ist durch Hitze und Trockenheit wie die Fichte, hat nur wenige Abwehrkräfte. Das nutzt der Borkenkäfer, um unter der Rinde seine Brutgänge anzulegen. Halten Sie mal Ausschau nach

einem Stück Fichtenrinde am Boden, das auf seiner Rückseite so ein typisches Muster zeigt, das mich an Farnblätter erinnert. Das werden Sie auch in Ihrem Wald finden, dafür muss niemand in den Schwarzwald fahren. Bei diesem Muster war ein ganz bestimmter Borkenkäfer am Werk, der Buchdrucker. Rund 6000 Borkenkäferarten gibt es weltweit, aber nur der Buchdrucker bohrt solche Brutgänge. Solange nur ein paar der Käfer der Fichte zu Leibe rücken, passiert ihr nicht viel. Wenige Käfer wehrt der Baum mit Harz ab, giftigem und klebrigem Harz. Allerdings können die Buchdrucker Bestandteile des Harzes in Duftstoffe umwandeln, die allen anderen signalisieren, dass hier eine sehr attraktive Brutstätte wartet. Für die Fichte das Todesurteil. Steht sie in einer Monokultur, was die Regel sein dürfte, fühlen sich die Borkenkäfer wie im Paradies, und den Waldbesitzern stehen die Haare zu Berge. Nicht immer können sie eine weitere Verbreitung des Käfers aufhalten, indem sie die befallenen Bäume aus dem Wald holen. Ich habe den Eindruck, dass ich jedes Jahr mehr dürre Fichten sehe, nicht nur in den Kernzonen der Schutzgebiete. Dort ist es Programm, dass die Natur machen darf, was sie will. In diesen Gebieten freuen sich Biologen eher über das tote Holz, das für so viele Tiere und Kleinstlebewesen die Lebensgrundlage ist. Totholz ist auch eine von mehreren Voraussetzungen, damit Waldbesitzer Fördergeld für klimaangepasstes Waldmanagement vom Bund bekommen. Vor allem aber sollen heimische Bäume gepflanzt werden, deren Bedürfnisse zum Standort passen. Und zwar nicht in Monokultur, sondern in möglichst abwechslungsreichen Mischwäldern. Da würden viele Waldbesitzer noch mitgehen, aber dass sie 5 Prozent ihrer Fläche für die Dauer von 20 Jahren stilllegen sollen, geht einigen dann doch zu weit. Der Wald ist ein sehr emotionales Thema, nicht nur in romantisch-verklärender Hinsicht, auch unter wirtschaftlichen und ökologischen Aspekten. Da wird so heftig gestritten wie sonst vielleicht nur noch zum Thema

Wiederkehr der Wölfe im Schwarzwald. Zum Glück spüre ich davon nichts, wenn ich im Wald tief durchatme und den Alltag hinter mir lasse oder wenn ich das Leben im Totholz beobachte.

Nehmen Sie sich doch auch mal Zeit für so ein vermeintlich totes Stück Holz. Je länger Sie da einfach rumsitzen, desto mehr werden Sie sehen. Das ist zumindest meine Erfahrung. Diese emsige Wuselei unzähliger Tierchen lässt mich erleben, wie in der Natur alles mit allem zusammenhängt. In diesem Gefüge ist der Borkenkäfer einerseits Schädling, andererseits wichtige Nahrung für den Dreizehenspecht, der sich auf die Larven des Käfers spezialisiert hat. 100 Jahre war der Vogel am Feldberg verschwunden, da es keine Borkenkäfer gab. Jetzt ist der Specht mit der gelben Kopfzeichnung wieder da. Er ist es auch, der die Rindenstücke mit der markanten Zeichnung auf den Boden fallen lässt, wenn er sein Futter freilegt. Da der Dreizehenspecht nicht besonders scheu ist, könnten Sie durchaus einen bei Ihren Streifzügen im Südschwarzwald entdecken. Schauen Sie sich um. Und wundern Sie sich nicht, wenn Sie dabei ein Rudel Gämsen einen der steilen Wiesenhänge, wie beispielsweise im Münstertal, hinaufjagen sehen. Zwischen 1935 und 1939 wurden 21 Tiere aus Österreich im Schwarzwald ausgesetzt, eigentlich um das Verhalten der Gämsen zu beobachten. Der Zweite Weltkrieg setzte dem Forschungsvorhaben ein hartes Ende. Unbeobachtet vermehrten sich die Tiere schnell in dem steilen und felsigen Gelände.

Während die Gämsen gezielt angesiedelt wurden, leben Auerhuhn und Auerhahn am Feldberg in ihrer angestammten Umgebung. Der größte Waldvogel Europas bevorzugt lichte, strukturreiche Wälder in Regionen über 1100 Meter Höhe mit vielen Nadelbäumen. Auf dem Boden sollten Heidelbeersträucher wachsen, denn Heidelbeeren sind seine Lieblingsspeise. Das alles kann der Feldberg bieten. Deshalb wundert es nicht, dass sich mit etwa 600 Individuen am

»Höchsten« die größte Population von Auerhähnen außerhalb des Alpenraums niedergelassen hat. Aber es werden auch nicht mehr. Und das, obwohl der Vogel, der europaweit vom Aussterben bedroht ist und deshalb auf der Roten Liste steht, im ältesten, größten und höchstgelegenen Naturschutzgebiet Baden-Württembergs eigentlich beste Lebensbedingungen hat. Vermutlich ist den Auerhühnern der Berg mit den vielen Touristen zu unruhig. Sie leben im übertragenen Sinn lieber auf dem Dorf als in der Großstadt. Die Unruhe ist nicht nur während der Balzzeit ein Thema. Im Winter brauchen Auerhuhn und Auerhahn ungestörte Räume zur Regeneration. Für Skifahrer:innen sind deshalb Waldgebiete am Feldberg tabu.

Nicht nur Tiere müssen vor uns Menschen geschützt werden, auch Pflanzen. Wie schön wäre es, an einem heißen Sommertag im Feldsee vor der hoch aufragenden Felswand zu baden. Aber das geht nicht. Etwa eineinhalb Meter unter der Wasseroberfläche wächst nämlich das stachelsporige Brachsenkraut. Das heißt wirklich so und kommt in Mitteleuropa nur noch im Titi- und Feldsee vor. Da das schnittlauchartige Gewächs, das es schon vor Millionen von Jahren auf der Erde gab, sehr leicht bricht, ist der Feldsee fürs Baden gesperrt. Nicht leicht zu erklären, wenn man mit verschwitzten Kindern unterwegs ist, die sich nichts sehnlicher wünschen als eine Abkühlung. Mit Klettern kann man sie auch nicht ablenken, da rund um den Feldsee, wie überhaupt am Feldberg einige geschützte Pflanzen wachsen, vor allem solche, die es sonst nur im Alpenraum gibt. Ihnen gefällt es in den Lawinenbahnen wie beim Zastler Loch, auf den Felsen und auf den windgepeitschten Bergrücken. Solche alpinen Lebensbedingungen bietet auch der Belchen, dessen felsige Südseite Ende Juni von den Blüten der Alpenheckenrose gefärbt wird.

Ob das schon zur Zeit der Kelten so war? Der Schwarzwälder Belchen soll Teil ihres Sonnenkalenders gewesen sein.

Der Name »Schwarzwälder Belchen« ist wichtig für die Differenzierung im Belchensystem, da es auch in der Schweiz und im Elsass einen Belchen gibt, die Belchenflue und den Ballon d'Alsace. Letzterer gilt als Zentrum des Bergsystems. Allerdings sind das noch immer nicht alle Belchen. Grand Ballon und Petit Ballon in den Vogesen gehören ebenfalls dazu. Bislang stand ich noch nie am 21. März oder 23. September auf dem Ballon d'Alsace, um die Sonne aufgehen zu sehen. An diesen Tagen, an denen Tag und Nacht gleich lang sind, taucht die Sonne vom elsässischen Berg aus gesehen genau über dem Schwarzwälder Belchen auf. Und geht vom Schwarzwaldberg aus gesehen an diesen Tagen genau über dem Ballon d'Alsace unter. Am kürzesten Tag des Jahres, dem 21. Dezember geht die Sonne vom Ballon d'Alsace aus gesehen hinter der Belchenflue auf und am längsten Tag, dem 21. Juni, hinter dem Petit Ballon. All das sollen die Kelten bereits erkannt und für ihren Sonnenkalender genutzt haben.

Ich bin ja mehr der Mensch für die untergehende als für die aufgehende Sonne. Das hat etwas mit der Uhrzeit zu tun, vor allem im Sommer. Obwohl ich immer wieder feststelle, dass es sich absolut lohnt, wenigstens ein paar Mal im Jahr früh aufzustehen, um die Sonne zu begrüßen, genieße ich doch lieber ihre Untergänge als ihre Aufgänge. Besonders gut ist mir eine Wanderung zum Sonnenuntergang auf den Schwarzwälder Belchen in Erinnerung. Wir rechneten an jenem 31. Oktober mit herbstlichen Temperaturen und klarer Sicht. Es war dann eher sommerlich warm und etwas trüb, aber der Sonnenuntergang war dennoch ein großes Erlebnis. Langsam wurden die Farben des Herbstwaldes fahler, im milden Abendlicht zeigten sich die Berge des Schwarzwalds in unendlich vielen Grautönen. Diese Vielfalt der Farbe Grau fasziniert mich immer wieder von Neuem. Gleichzeitig leuchtete der Himmel im Westen zuerst rot und dann in immer hellerem Gelb. Auf dem Gipfel wurde es mit der schwindenden Sonne dann doch

langsam kälter, bis es richtig kalt war. Wir durften uns noch ein wenig im Belchenhaus aufwärmen, dem höchstgelegenen Gasthaus Baden-Württembergs, bevor es mit Fackeln bergab ging. Kaum waren wir im Windschatten angekommen, war es wieder frühlingshaft. Am nächsten Tag schneite es das erste Mal in jenem Jahr.

Wir zogen weiter Richtung Süden, in den Hotzenwald. Tief im Süden spielt Wasser, das dritte der drei »W«, die den Südschwarzwald charakterisieren, neben Wäldern und Weiden eine besonders große Rolle. Die Flüsse Wiese, Wehra, Murg, Alb und Schlücht haben tiefe, teilweise sehr enge Täler ins Gebirge eingegraben. Es sind aber nicht spektakuläre Wasserfälle wie weiter nördlich in Triberg oder Todtnau, die typisch für den Hotzenwald sind, obwohl es natürlich auch dort Wasserfälle gibt. Eher sind es die Wasserkraft und Naturgewalt der Flüsse, die Ergiebigkeit sprudelnder Quellen und die Bedeutung der Hochmoore für unser Klima. Wasserkraft, wie sie die Wiese mit ihrem starken Gefälle ganz im Westen der Region liefert, war Voraussetzung für die dortige industrielle Entwicklung ab dem 19. Jahrhundert. Mehrere Hundert Jahre bevor Maschinen mit Energie aus dem Wasser angetrieben wurden, setzten die Flüsse bereits Blasebälge und Schmiedehämmer sowie Mühlen aller Art in Gang. Wenn der Fluss zu weit weg war, bauten die Handwerker Wuhren, künstliche Kanäle, die mit geringem Gefälle das Wasser dorthin leiteten, wo es gebraucht wurde. Eine absolute Besonderheit des Hotzenwalds. Im Frühjahr trugen diese Kanäle dazu bei, dass die Schneeschmelze auf den Wiesen früher einsetzte. Das fließende Wasser in den Wuhren taute den Schnee quasi von unten her auf. So konnten die Bauern ihr Vieh vier bis sechs Wochen früher auf die Weide schicken. Die Entscheidung, wo ein Hof gebaut werden sollte, war ebenfalls vom Wasser abhängig. Nur dort, wo eine Quelle war, bauten die Bauern ihre Hotzenhäuser, in denen sie mit den Tieren unter einem

tief gezogenen Walmdach wohnten. Zu großem Wohlstand kam am Ende keiner von ihnen, denn durch die Realteilung, bei der die Erbberechtigten alle gleich viel bekommen, wurden die Grundstücke immer kleiner. Irgendwann ernährten die Kleinstflächen das Vieh nicht mehr, für wirtschaftlichen Ackerbau war die Fläche nicht nur zu klein, sondern auch wenig geeignet. Die Ernte reichte fast nur für die Selbstversorgung. Die Menschen verarmten. In den 50er-Jahren des vorigen Jahrhunderts legte das Land Baden-Württemberg gar ein »Hotzenwald-Programm« auf, um die Region an Standards heranzuführen, die andernorts schon längst üblich waren, wie einheitliche Trinkwasserversorgung, Abwassernetze und Straßenbau. Ein Förderprogramm, das gleichzeitig neue Arbeitsplätze im Handwerk schuf. Die Hotzenwälder sind heute auf der Höhe der Zeit. Die naturbelassene Landschaft mit Hochebenen, tiefen, bewaldeten Tälern und Hochmooren ist für die Erholung suchenden Menschen unserer Tage sehr attraktiv geworden. Man kann einiges lernen im Hotzenwald, auch, dass die Natur den Menschen immer wieder Grenzen setzt. Die Straße durchs Albtal ist seit einem massiven Felssturz im Jahr 2015 gesperrt. Wann die Straße wieder befahrbar sein wird, ist derzeit nicht klar. Auf alle Fälle nicht vor 2031/32.

»Hochfahren und weg sein«, hat mir mal jemand seine Leidenschaft für den Hotzenwald erklärt. Mehr sollte man dort oben auch nicht erwarten, aber das ist andererseits schon ganz schön viel. Wer sich für Moore interessiert, findet im oberen Hotzenwald zwischen Todtmoos und Ibach gar ein kleines Paradies. Viele der Gebiete stehen unter Naturschutz. Eines der höchstgelegenen Moorgebiete im Hotzenwald ist das Kohlhüttenmoos nördlich von Ibach, ein Hochmoor. Die Klassifizierung hat allerdings nichts mit seiner Lage in 1045 Meter Höhe zu tun, sondern mit der Art dieses Moors. Hochmoore heißen auch Regenmoore, da sie ausschließlich von Regenwasser versorgt werden. Im Gegensatz zu den

Niedermooren haben sie keinen Zugang zum Grundwasser. Gut, dass es im Hotzenwald häufiger mal regnet, denn für unser Klima sind die Moorflächen von großer Bedeutung, da sie erhebliche Mengen CO₂ binden. Heute denkt niemand mehr daran, die feuchten Gelände trocken zu legen wie früher für den Torfabbau. Im Südschwarzwald helfen die Moorflächen nicht nur, die Luft reinzuhalten, sie sind auch Orte, an denen man komplett vom Alltag abschalten kann. Sich einfach mal auf den weichen, elastischen Boden konzentrieren und alle Schauerhörnchen von Moorleichen vergessen.



TOURISMUS UND WINTERSPORT

So ganz verstanden die Schwarzwälder Bauern anfangs nicht, was die Leute aus der Stadt bei ihnen suchten. Immer mehr Wandervögel, nicht nur Studenten aus Freiburg, zogen aus den Tälern auf die Schwarzwaldhöhen, streiften durch die Wälder und baten bei den Bauernhöfen um ein Vesper oder ein Nachtlager. Nach diesen ersten »Fremdi«, die noch zu Fuß kamen oder auf Pferdefuhrwerken mitfuhren, reisten ab 1873 mit der Schwarzwaldbahn über Offenburg und ab 1885 über die Bahnstrecke von Freiburg durchs Höllental immer mehr Touristen in den Südschwarzwald. Nicht jeder Einheimische freute sich über die vielen Menschen und bezeichnete sie etwas spöttisch als »Luftschnappers«. Am Kachelofen in der guten Stube schimpften sie über die Unruhe, die sich überall breitmachte, auch beim Sonntagsfrühschoppen im Wirtshaus nach dem Kirchgang. Andere entdeckten Chancen, die mit den Gästen zu ihnen kamen. Fremdenzimmer wurden auf einem Zettel am Gartenzaun angeboten. Für die Gäste, die im Winter zum Skifahren kamen, ließ man sich etwas einfalten, um ihnen den Anstieg für die Abfahrt zu erleichtern. Der Tourismus ist heute ganzjährig ein wichtiger Wirtschaftszweig im Südschwarzwald.

Das war nicht immer so. Bis zu den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts vielleicht schon, aber dann lockten die Strände in Italien und Spanien mehr als die von Titisee und Schluchsee. Der Fotograf Willi Pragher dokumentierte die touristische Blütezeit der 50er- und 60er-Jahre auf unzähligen Schwarz-Weiß-Fotos. Auf einem dieser Bilder lachen Frauen vor einem riesigen Heuhaufen in die Kamera. Sie sitzen in jenen tückischen Holzliegestühlen mit Stoffbe spannung, die ich selten aufbauen kann, ohne mir einen Finger zu klemmen. Das ging wohl auch anderen so. Pragher beobachtete mit der Kamera, wie drei junge Männer wenig erfolgreich auf der Wiese vor einem Schwarzwaldhaus versuchten, aus der zusammengeklappten Konstruktion einen bequemen Liegestuhl zu zaubern. Keine Szene war dem international renommierten Fotografen zu alltäglich, um sie nicht abzulichten. Die Fotos aus seinem Nachlass nehmen uns unmittelbar mit in vergangene Zeiten. Pragher stammte aus Berlin, ließ sich aber nach Krieg und Gefangenschaft in Freiburg nieder. Auch unsere Familie hätte er Mitte der 60er-Jahre auf seinen Streifzügen treffen können. Beispielsweise am Titisee. In unserem VW Käfer 1200, Farbe seeblau, waren wir auf der Autobahn unterwegs Richtung Freiburg. Die Fahrt wollte und wollte kein Ende nehmen. In meinem pastellfarbenen Sonntagskleid mit Faltenrock saß ich auf der Rückbank zwischen Mutter und Großmutter. Schon auf der Höhe von Offenburg, gerade mal 70 Kilometer von zu Hause entfernt, langweilte ich mich. Oma versuchte, meine Unruhe mit Butterbrot und hartgekochtem Ei zu besänfigen. Das half nur vorübergehend. Als wir in Freiburg an der Dreisam entlangfuhren, erzählte sie mir vom Höllental und von einem großen Hirsch, der weit oben auf dem Felsen stehe. Ich sollte gut aufpassen, damit ich ihn auch wirklich sähe. Keine einfache Aufgabe, wenn man sich an die Größe der Fenster eines VW-Käfers erinnert. Aber ich hatte eine

Aufgabe und entdeckte die Statue auch tatsächlich. Die Geschichte, dass an dieser Stelle ein Hirsch auf der Flucht vor einem Jäger über das Tal gesprungen sein sollte, wollte ich aber nicht glauben. Das Höllental war doch viel zu breit, als dass ein Hirsch darüberspringen konnte. Ich bedachte nicht, dass der Hirsch zu einer Zeit gesprungen war, als sich noch keine Autos durch das Tal schoben. Der Höllentalpass, wo das Tier in seiner Not geflüchtet sein soll, ist nach wie vor die engste Stelle im Höllental, aber Straßenbauer haben so viel Fels weggesprengt, dass heute zwei moderne Lastwagen gut aneinander vorbeikommen. Die Sage erzählt, dass der Hirsch zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert seinen tollkühnen Sprung gewagt habe, also lange vor Erfindung des Autos. Das erste Denkmal für das Tier in Todesangst war ein Geschenk für Großherzog Friedrich von Baden und seine Gattin Luise von Preußen zur Hochzeit im Jahr 1856. Es war aus Holz und verwitterte schnell. 1874 kam der nächste Holzhirsch an die Sprungstelle. Kurze Zeit später zerstörte diesen ein Sturm. 1887 erschien der letzte Holzhirsch 130 Meter hoch über dem Tal. Er stand bis 1904. Drei Jahre später hatte eine Gruppe von Hirsch-Freunden genügend Geld gesammelt, um das Denkmal in Bronze gießen zu lassen. Zweiundhalb Meter hoch und 350 Kilogramm schwer konnte diesen Hirsch so schnell nichts umwerfen. Er blieb tatsächlich mehr als 100 Jahre stehen, musste aber einige Blessuren erleiden und »Verschönerungen« ertragen. Die vielen Einschuss- und Austrittslöcher von Projektilen, die vermutlich zu Kriegsende und in den ersten Nachkriegsjahren abgefeuert worden waren, fingen an zu rosten. Ein Bein war angesägt, fünf Farbschichten lagen über dem Bronzefell. Also bekam der Hirsch im Sommer 2010 eine intensive Behandlung und stand bereits im Herbst wieder an seinem Platz. Ein paar Monate später leuchtete er in Grün und Rot. Bei der baden-württembergischen Landtagswahl hatten Grüne und

SPD die Mehrheit errungen, was erneut einen oder mehrere Hirsch-Künstler inspirierte. Zwischenzeitlich trug das Bronzemonument noch andere Farben und eine Zeit lang sogar Flügel. Das Kulturdenkmal auf dem Felsen legt immer wieder neue Formen der Kreativität bei den Menschen frei.

Mitte der 60er-Jahre, als ich zwischen Mama und Oma an dem Hirsch vorbeifuhr, wagte man solche künstlerischen Experimente im Schwarzwald noch nicht so häufig, und die Einschusslöcher sahen wir unten im Tal nicht. Über meinen Grübeleien, wie ein Hirsch diese Distanz überwinden konnte, waren wir am Titisee, unserem Ziel, angekommen. Dort hätte uns der international renommierte Schwarzwald-Fotograf Pragher in einer für Touristen sehr typischen Situation ablichten können. Meine Großmutter und ich standen in einem Souvenirladen. Ich durfte mir eine kleine Erinnerung an unseren Ausflug aussuchen. Zwischen Schwarzwaldpüppchen und Wetterhäuschen, Schnapsgläsern in Stiefelform mit dem Titisee als Motiv am Schaft und Kuckucksuhren suchte ich den Hirsch aus dem Höllental als Miniatur, fand aber keinen. Dafür einen »Fernseher«. Das war damals ein wichtiges Thema für mich. Meine Großeltern hatten bereits ein Schwarz-Weiß-Gerät, meine Eltern noch nicht und sie waren damals, im Gegensatz zu mir, auch noch nicht davon überzeugt, dass sie einen Fernseher brauchten. In späteren Jahren sollte sich das grundlegend ändern. Ich wählte also einen »Fernseher«. Das war ein kleiner Quader aus Plastik, vorne mit einem nachempfundenen Bildschirm. Darunter stand, welches Programm man sehen konnte. Bei mir war das »Titisee«. Hinten an der Plastikkiste war ein Fensterchen, durch das ich die »Fernsehbilder« sehen konnte. An der Seite musste ich ein Hebelchen drücken, damit das nächste Bild erschien. Der Hirsch aus dem Höllental war auch dabei. Trotz aller Warnungen meiner Mutter nahm ich zu Hause das Souvenir mit zum Spielen auf die Straße, um es

meinen Freunden zu zeigen. Das hielt das Gerät nicht lange aus. Sand blockierte den kleinen Hebel, und als das Kistchen runterfiel, zersprang es in viele, viele Teile. Ich habe mir nie mehr ein solches Plastiskop gewünscht.

Wir waren nicht die Einzigen, die damals für einen Tag in den Schwarzwald fuhren. Viele nahmen eine Anfahrt von zwei Stunden und länger in Kauf, um eine Runde um den Titisee zu drehen oder sich bei den Triberger Wasserfällen nass spritzen zu lassen. Andere kamen für drei Wochen, um ihren Jahresurlaub in Deutschlands größtem Mittelgebirge zu verbringen. Vor allem für Menschen aus dem Ruhrgebiet war der Schwarzwald ein sehr attraktives Ziel. Wer kein Auto hatte, kam mit der Bundesbahn, die direkte Zugverbindungen von Essen und anderen Industriestädten in den Wald anbot. »Früher waren wir jedes Jahr mit den Eltern im Schwarzwald.« Diesen Satz habe ich schon so oft gehört, wenn ich in Deutschland unterwegs war. Der Urlaub im Gebirge bedeutete Abenteuer, Freiheit und für viele einfach saubere Luft, gerade für Menschen, die im Kohlerevier wohnten. Vielleicht führt diese Sehnsucht nach den glücklichen Kindertagen den einen oder anderen heute wieder in den Schwarzwald. Selten jedoch für drei Wochen, eher für drei Tage. Das ist die Zeit, die die meisten Touristen für den Trip ins Mittelgebirge einplanen, gleich ob sie aus der Nähe kommen wie aus der Schweiz und dem Elsass oder aus China, Indien oder den arabischen Staaten. Ja, der Schwarzwald-Tourismus ist international geworden. Oder war er das vielleicht schon immer? In den 1920er-Jahren brachte der Baedeker-Verlag den ersten Band zum Schwarzwald auf den Markt, auch in fremdsprachigen Ausgaben. Die Nähe zu Frankreich und der Schweiz wertete die Region für das internationale Publikum auf. Der britische Reiseanbieter Thomas Cook organisierte Pauschalreisen zum »Black Forest«. Ein Werbeplakat des Grafikers Willy Dzubas aus den 20er- oder

30er-Jahren für den Schwarzwald zeigt einen Dampfzug, der im Abendlicht über die Ravennabrücke fährt, darunter eine Schwarzwaldmühle vor Tannen und Felsen. Der Text spricht: »Illustrated Booklets and Information free from all Tourist Agencies.«

Die ersten Kurgäste vor rund 150 Jahren waren weniger durch Werbeplakate als durch die Erzählungen von Familie, Freunden und Bekannten auf den Schwarzwald aufmerksam geworden. Fast von Anfang an kamen die Erholung Suchenden auch im Winter. Ernst Köpfer saß 1890 in der Schule in Bernau, als der Lehrer die Kinder auf Norweger aufmerksam machte, die draußen vor dem Fenster mit Skiern vorbeizogen. Ernst folgte nach dem Unterricht den Spuren im Schnee und sah sich die Holzbretter genauer an. Solche Latten musste er doch auch in der Werkstatt seines Vaters herstellen können. Das älteste Paar Ski aus der Köpfer'schen Werkstatt, das noch erhalten ist, hat Ernst im Jahr 1892 gefertigt. Der Bernauer produzierte als Erster im Schwarzwald Skier in Serie. Seine Marke Feldberg wurde weithin bekannt für Schwarzwälder Handwerksqualität. Köpfer erkannte, dass die langen Holzbretter nicht nur Sportgeräte waren, sondern dass sie auch den Alltag im Schwarzwaldwinter sehr erleichtern konnten. Zu den ersten Kund:innen gehörten vor Ort Briefträger, Hebamme, Landarzt, Förster und Metzger. Letzterer fuhr damit zu Hausschlachtungen auf den Höfen. Zuvor nutzten sie alle Schneeschuhe, aber mit den Skiern waren sie eindeutig schneller. Einer jener Postler, der im Winter mit Allweg-Brettern seinen Dienst tat, wurde 1960 Olympiasieger in der Nordischen Kombination und brach damit als erster Mitteleuropäer die Vorherrschaft der skandinavischen Sportler:innen in dieser Disziplin: Georg Thoma aus Hinterzarten, der sich auch als Skispringer international einen Namen machte. An den vier Schanzen im Adler-Skistadion seines Geburtsorts Hinterzarten trainieren Skispringer und Kombinierer das

ganze Jahr über. Nationalmannschaften mehrerer Länder nutzen den Olympia-Trainingsstützpunkt im Südschwarzwald. Im Sommer fahren die Skispringer allerdings nicht auf Kunstschanze, sondern auf Keramikkacheln an, die mit Wasser benetzt sind, und landen auf bewässerten Plastikmatten. Im Nordic-Center Notschrei, einem Bundesstützpunkt des Deutschen Skiverbandes, trainieren die Athleten ebenfalls ganzjährig. Im Sommer auf Skirollern.

Zurück zur Geburtsstunde des Skisports im Schwarzwald. Sie wird nicht jenen norwegischen Gästen zugeschrieben, die Ernst Köpfer in Bernau beobachtete, sondern dem französischen Diplomaten Dr. Robert Pilet. Er hatte Skier von einer Reise nach Norwegen mitgebracht und fand offensichtlich, dass der Feldberg ein gutes Gelände sei, um diese auszuprobieren. Am 8. Februar 1891 stieg er mühsam übers Bärental 600 Meter hoch auf den Feldberg. Fünf Stunden brauchte Pilet für den Aufstieg durchs unwegsame, tief verschneite und natürlich damals nicht ausgeschilderte Gelände. Die dafür notwendige Kondition lässt vermuten, dass der Diplomat seine Tage nicht nur am Schreibtisch verbrachte. Nach der Abfahrt trug sich der Skipionier ins Gästebuch des Feldberger Hofs ein. Die Adresse des Hotels heute: Dr. Pilet-Spur 1.

Die Verbreitung des Skifahrens im Südschwarzwald war nicht mehr aufzuhalten. Ziemlich viele Einheimische hatten genauso viel Spaß wie die Gäste, die Hänge hinabzusausen. Der 1895 gegründete Skiclub Schwarzwald, heute Skiverband Schwarzwald, trug dazu bei, dass sich die Zahl der Knochenbrüche in Grenzen hielt. Die Skilehrer zeigten, wie man sich am besten mit den Brettern an den Füßen bewegte, und zwar Männern und Frauen. Ich bewundere vor allem die Frauen, die in langen Röcken mit Hut auf dem Kopf, manche mit Pelz um den Hals, am Feldberg zum Skifahren gingen, wie ein Foto aus dem Jahr 1895 zeigt. In den Händen halten sie Skistöcke, die sich heute gut als Besenstiel machen würden.

So traten die Damen auch bei der ersten Skimeisterschaft im Jahr 1900 an. Zum Start brachte sie dabei kein Lift, sie mussten in den langen Röcken den Berg hochstapfen. Wie viele Kilogramm Schnee sie da wohl am Saum mit sich schleppen? Den Skilift, wie er im Prinzip heute noch funktioniert, erfand der Gastwirt Robert Winterhalder in Schollach erst 1908. Schon seit mehreren Jahren waren auch im Winter Gäste zu ihm gekommen, um in der klaren Schwarzwaldluft frei atmen zu können. Einige von ihnen waren Asthmatiker, die große Atemprobleme hatten, sobald sie ein paar Meter den Berg hochgestiegen waren. Winterhalder, ganz Schwarzwälder Tüftler, hatte sich schon in früheren Jahren die Arbeit etwas erleichtert, indem er von der Mühle vor seinem Haus ein endloses Drahtseil auf den Speicher seines Hauses verlegt hatte. Das Seil setzte er mit der Energie, die seine Wassermühle lieferte, in Bewegung. Es lief rundum und transportierte das Getreide vom Dachboden zur Mühle. Dort wurden die Körner gemahlen, und die Mehlsäcke nahmen ihren Weg zurück auf die Tenne. Warum sollten nicht auch Menschen auf die Art hoch zum Waldrand gezogen werden, damit sie über die schneedeckte Wiese runterrollen oder auf Skiern fahren konnten? Dieser erste Skilift an einem kleinen Hang im tiefsten Schwarzwald ist Grundlage für die heutigen Seilbahnen, ohne die Abfahrtskilauf und Bergwanderungen deutlich beschwerlicher wären.

Meine eigene Wintersportzeit ist auf wenige Jahre meines Lebens begrenzt, zumindest was den Abfahrtskilauf angeht. Aber es gab Nachmitten während meiner Wintersemester in Freiburg, da konnte ich einfach nicht an die Uni gehen. Dann saß ich in einem der Busse des Allgemeinen Hochschulsports, die uns in den tief verschneiten Schwarzwald brachten. Skikurs war angesagt. Dafür opferte ich die eine oder andere Veranstaltung am Germanistischen Seminar, und »opfern« meine ich nicht ironisch. Das erste Mal

in meinem Leben wohnte ich nah an einem wirklich guten Skigebiet. Das musste ich nutzen. Davor war ich zwar leidenschaftlich und wild auf Skiern die Wiesenhänge bei unserem kleinen Dorf hinuntergejagt, aber Skifahren würde ich das im Rückblick nicht wirklich nennen wollen. In den Wintern meiner Studienjahre lernte ich dank des Engagements der Sportstudierenden, mich auf Skiern koordiniert und halbwegs elegant den Hang hinunterzubewegen. Später verlor sich die Leidenschaft für den Wintersport, die Skier verstaubten im Keller. Somit war ich nie unter jenen, die verzweifelt am Rand der Straße zum Feldberg einen Parkplatz suchten. Nicht wenige der Suchenden waren schon zwei oder drei Stunden im Auto gesessen, um einen Tag im vermutlich größten Skigebiet Deutschlands nördlich der Alpen zu verbringen. 38 Lifte hat allein der Liftverbund Feldberg in Betrieb, mit deren Hilfe Skifahrer 63 Pistenkilometer erreichen können. Vorausgesetzt, es liegt Schnee. Das ist nicht mehr so sicher wie zu meinen Studienzeiten. Klimaforscher rechnen damit, dass im Jahr 2100 am Feldberg und Schauinsland kein Wintersport mehr möglich sein wird, da Niederschlag in diesen Höhen dann nur noch als Regen ankommen könnte. Wie lange lohnt es sich also noch, am Feldberg in den Wintersport zu investieren? 20 Jahre? 30 Jahre? Im Liftverbund diskutieren die Beteiligten intensiv, ob es noch wirtschaftlich ist, in moderne Beschneiungsanlagen zu investieren, denn auch für die Produktion von Kunstsnow braucht man zumindest kalte Tage von etwa minus vier Grad. Bei der Frage, ob es noch Sinn mache, einen zweiten Skilift auf den Seebuck zu bauen, sehen die Befürworter auf alle Fälle Bedarf, auch wenn die Jahre mit verlässlichem Schneefall immer seltener werden. Für diese Zeit rechnen sie weiterhin mit Wintertouristen am Feldberg, die dann zum Wandern kämen und den ersten Anstieg bequem mit der Seilbahn bewältigen könnten. Jetzt könnte der Lift all jene Wintersportler auf den Berg

bringen, die nicht mit dem vorhandenen Skilift fahren dürfen. Der ist nur für Abfahrtsläufer und Snowboarder zugelassen. Winterwanderer, Spaziergänger, Langläufer, Rodler und Schneeschuhgänger müssen sich momentan den Seebuck noch zu Fuß erobern. Die Argumentation, dass durch einen zweiten Lift der Ganzjahrestourismus am Feldberg gestärkt würde, treibt Naturschützern allerdings Schweißperlen auf die Stirn. Der Feldberg, das älteste Naturschutzgebiet in Baden-Württemberg, schaffte bislang den Ausgleich von Schutz der Tiere und Pflanzen einerseits sowie Tourismus andererseits, aber wenn im Winter so viele Touristen an den Berg kommen wie im Sommer, dann wird es eng für die Tiere, die ihre Ruhezeiten brauchen. Sie wären zu schwach, um zu flüchten, wenn sie im Winterwald aufgescheucht würden.

Derzeit zieht es an Spitzentagen bis zu 10 000 Wintersportler an den Feldberg, die meisten reisen mit dem Auto an. Die Ersten finden im Parkhaus einen der 1200 Stellplätze, für die Nächsten gibt es noch Parkflächen außerhalb, aber irgendwann ist Schluss. Das Chaos ist zwar nicht mehr so groß, dass regelmäßig Rettungswege zugeparkt werden wie vor 2015, als es das Parkhaus noch nicht gab, aber 10 000 Menschen sind dennoch zu viel für den Berg. 5000 bis 6000 Tagesgäste wären völlig ausreichend. Ein Buchungssystem soll es richten. Kurz zusammengefasst: Je früher ich online eine Randzeit buche, desto günstiger ist meine Liftkarte, je kurzfristiger ich die Karte an einem Schalter zu Spitzentzeiten wie am Wochenende kaufe, desto teurer wird der Spaß. Die Einheimischen ziehen sich sowieso eher an ruhigere Hänge zum Skifahren zurück. Dass für sie Skifahren noch erschwinglich bleibt, ist wichtig für die Akzeptanz des Tourismus und der Touristen. Irgendwann hilft es nicht mehr, zu betonen, wie viele Arbeitsplätze der Tourismus vor Ort sichert, wenn sich die Schwarzwälder die Attraktionen ihrer Heimat selbst nicht mehr leisten können. Beim Wintersport

ist das vor allem beim Abfahrtsskilauf und Snowboarden ein Thema. Langlauf, Rodeln, Winterwandern und Schneeschuhgehen kosten deutlich weniger. Vielleicht gewinnt deshalb das »Schlurbe« über den Schnee immer mehr Freunde. »Schlurbe« bedeutet »schlurfen«, denn das ist genau die richtige Technik beim Schneeschuhgehen. Die Füße locker über den Boden ziehen, dann bleibt man auf dem Schnee und sinkt nicht ein. Das alte Fortbewegungsmittel der Hebammen und Postler taucht als modernes Sportgerät wieder auf, für das es nicht viel mehr braucht als Spaß am Wandern und ein bisschen Kondition. Die Schneeschuhgänger findet man zwischenzeitlich wieder überall, auf den ausgeschilderten Trails im Hochschwarzwald oder auf Wegen, wo sie als Erste eine Spur in der stillen Winterlandschaft bahnen.

Solche Erlebnisse und Emotionen sind es, die die Touristen heute von ihrem Trip in den Schwarzwald erwarten. Emotionen, die entschleunigen wie ein Gang durch die Erdmannshöhle in Hasel, im tiefen Süden, wo der Südschwarzwald zu Ende ist. Die Höhle unter dem Dinkelberg ist eine der ältesten Tropfsteinhöhlen Deutschland. Bevor ich da hinabsteige, ziehe ich Jacke, Stirnband und Handschuhe an, denn die Temperatur in der Höhle ist mit 10 Grad deutlich tiefer als die draußen vor dem Eingang. Die uralten Tropfsteine, zum Teil mehr als 135 000 Jahre alt, werden mit Licht und Musik inszeniert. 360 Meter ist der begehbarer Weg durch die Höhle lang, den man mal aufrecht, mal gebückt geht. Wer die Nerven lieber kitzeln als beruhigen möchte, sollte über die jüngst eröffnete Hängebrücke über den tosenden Stübenbachwasserfall bei Todtnau gehen. Sie gehört sicher nicht mehr lange zu den Geheimtipps im Schwarzwald, die Kurzzeitreisende so gerne von den Einheimischen bekommen. Während der wenigen Tage, die sie im Schwarzwald verbringen, wollen sie nichts dem Zufall überlassen und vor allem das ganz Besondere, Einmalige erleben. Geheimtipps

haben den Nachteil, dass sie, sobald man sie weitergibt, gar nicht mehr so geheim sind. Sie werden schnell zum Allgemeinwissen, vor allem, wenn sie auf den Social-Media-Kanälen gepostet werden. Die Schwarzwald-Touristiker freuen sich darüber, denn das ist erfolgreiche, kundenzentrierte Werbung für die Region, Geheimtipp hin oder her. Kein Wunder, dass die Übernachtungszahlen im Schwarzwald im Jahr 2022 fast schon wieder die Höhe wie vor der Covid-19-Pandemie erreicht hatten. Das gefällt auch Gastwirten und Hoteliers, aber nicht alle haben sich schon damit angefreundet, dass man von ihnen nicht nur saubere, gemütliche Zimmer und gutes Essen erwarten könnte, vielleicht noch mit ein paar E-Bikes im Verleihangebot, sondern auch so etwas wie Event-Management für die Gäste. Die Volks hochschule Hochschwarzwald bietet in ihrem Programm fürs Wintersemester 2023/24 einen Kurs für Gastgeber an, in dem sie lernen können, »neue und spannende Angebote« für ihre Gäste zu machen, um diesen einen »unvergesslichen Urlaub zu garantieren«. Die Gastgeber gehen an sechs Tagen lang selbst auf Exkursion in ihrer Heimat, mal begleitet von Feldberg-Ranger Achim Laber, mal von einem Historiker oder von Tourismusfachleuten. Am Ende gibt es ein Diplom, das sie als Naturpark-Gastgeber auszeichnet, so wie es auch eine Zertifizierung für nachhaltige Gastgeber gibt. Welcher Wandel gegenüber den Anfängen des Tourismus, als die Feriengäste in den ausgeräumten Kinderzimmern auf den Bauernhöfen wohnten und beim gemeinsamen Abendessen ihren Gastgebern manches über deren Heimat erzählten, wovon die Bauern nichts wussten, da sie gar keine Zeit hatten, sich mit der Geschichte der Höllentalbahn zu beschäftigen oder auch noch nie unter der imposanten Kuppel des Doms von St. Blasien gestanden waren.

Ob nun früher analog auf Plakaten und in Prospekten oder heute digital in Apps, geworben wird für den

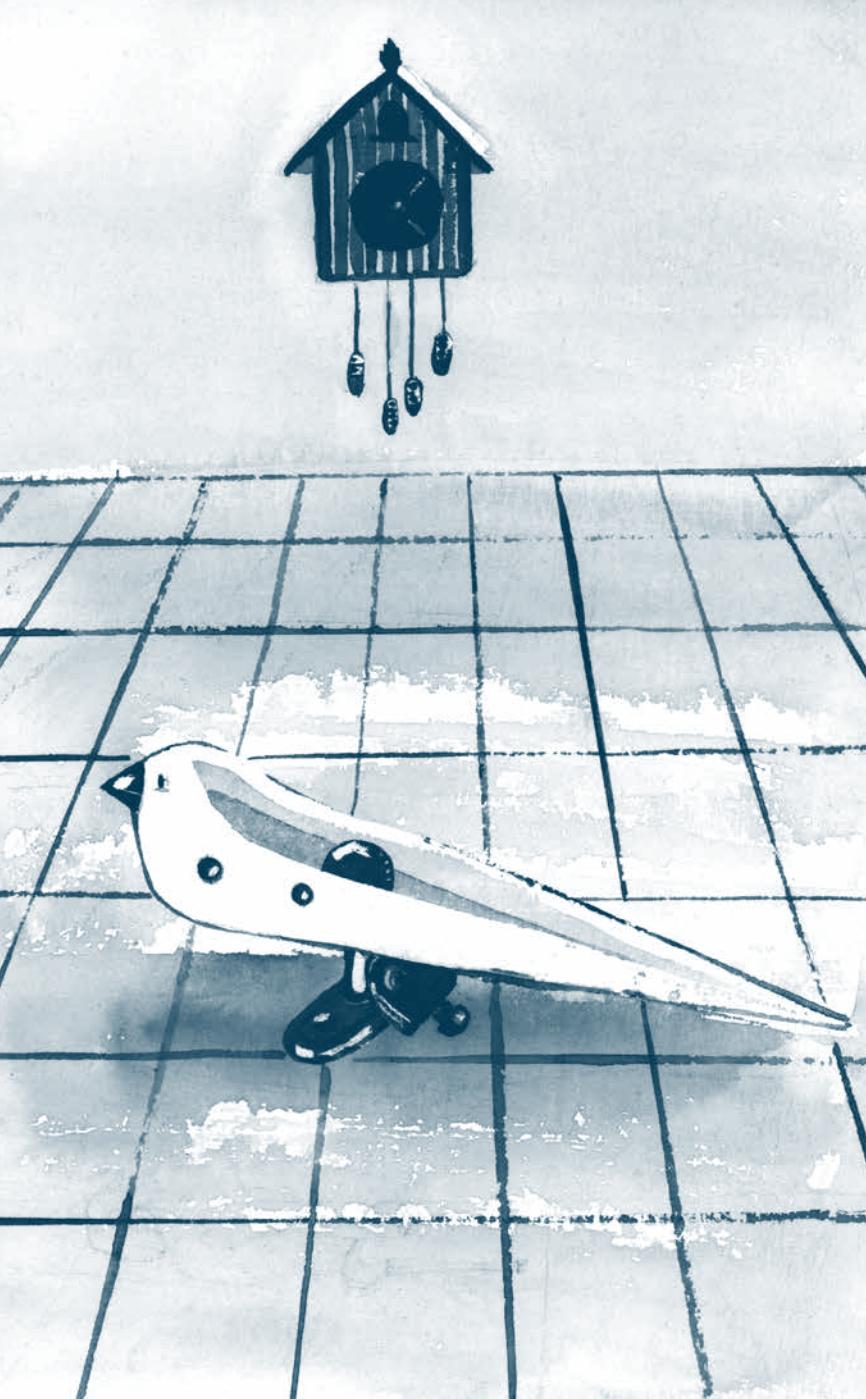
Schwarzwald meist mit den gleichen Klischees. Da stehen Kühe im Abendlicht auf der Weide, liegen Bauernhöfe auf Wiesen in der Sonne, rauschen wilde Wasser Felsen hinab, liegen Seen romantisch mitten im Wald und freuen sich trachtentragende Menschen auf die Gäste aus der Ferne. Eine heile Welt, in die auch ich immer wieder gerne eintauche, auch wenn ich weiß, wie die Milchbauern um jeden Cent für den Liter Milch kämpfen, dass manche Bauernhöfe dringend ein neues Dach brauchen, das aber kaum aus dem Ertrag des Hofs finanziert ist, die Seen wie der Touristenmagnet Windgfällweiher an Wochenenden gnadenlos zugeparkt werden und die wenigsten Schwarzwälder Tracht tragen, schon gar nicht den Bollenhut. Das alles vergesse ich, wenn ich zwischen Wald und Wasser unterwegs bin. Besonders leicht fällt mir das Vergessen in der Wutachschlucht, nicht nur, weil dort kein Handyempfang ist und damit die Welt sowieso außen vor bleibt. Dort unten in der Wutachschlucht sind keine Zivilisationsgeräusche zu hören, nur die Geräusche der Natur. Wie in einer Meditations-App – nur in echt. Und dann gibt es einfach so viel zu entdecken, abgesehen davon, dass man sich auf den Weg konzentrieren sollte. Vor allem, wenn es zuvor geregnet hat. Nach einem Regentag stapft man in der Schlucht schon mal durch Schlamm und Matsch oder rutscht auf glitschigen Steinen. Definitiv kein Gelände für Flip-Flop-Wanderungen, auch wenn an manchen Felsen Seile gespannt sind, an denen sich die Wanderer festhalten können. Immer wieder geht es über Brücken von einer Seite der Schlucht auf die andere, zwischen Baumstämme hindurch an Wasserrinnen vorbei, die vom Felsen herunterfließen und an heißen Tagen wunderbar kühlend. Ich stelle mich gerne hinter so einen Wasservorhang und schaue durch die Wasserfäden in die Schlucht. Unsere Kinder erinnern sich an viele Geschichten von Feen und Zwergen, die ich ihnen an solchen Orten im Wald erzählt habe, alles frei

erfunden, inspiriert von der Natur wie Spinnennetze mit Tautropfen, Gängen, die Tiere in einen Hang gegraben haben, oder Bäumen, die in wenig Erde auf einem rauen Felsen wachsen.

Die vielfältigen Wanderwege im Schwarzwald, die von einem Rundgang um den Titisee über den mehrtägigen Schluchtensteig bis zum Traditionsweg des Schwarzwalds, dem Westweg, reichen, sind einer der Gründe, weshalb sich das Mittelgebirge nach wie vor großer Beliebtheit erfreut. Dabei heißt Wandern heute ja nicht mehr, in Kniebundhosen und karierten Hemden, mit roten Kniestrümpfen an den Beinen und Filzhut am Kopf loszuziehen. Moderne Funktionskleidung kann zwar auch sehr bunt sein, vor allem ist sie aber zweckmäßig, gleich ob man den Berg hinaufrennt, gemächlich ansteigt, ob man mit dem Mountainbike oder mit dem Tourenrad mit Elektromotor unterwegs ist. Wandern hat heute viele Facetten und spricht zunehmend wieder junge Leute an. Wichtig ist im Schwarzwald wie in den Alpen, dass man den Berg nicht unterschätzt. Die Bergwacht wird im Schwarzwald jährlich 1500-mal zu Einsätzen gerufen, nicht nur im Winter. Immer wieder geraten auch Wanderer im Sommer in Bergnot, weil sie die Schwierigkeit der Wege oder mögliche Wetterwechsel unterschätzt haben. Daran, dass die Wege frei sind, hat seit mehr als 100 Jahren der Schwarzwaldverein großen Anteil, damals noch zweigeteilt in Badischer und Württembergischer Schwarzwaldverein. 24 000 Wanderkilometer betreuen die Mitglieder. Der älteste und populärste Fernwanderweg ist der, welcher der roten Raute folgt, der Westweg. Der erste Fernwanderweg Deutschlands führt seit dem Jahr 1900 von Pforzheim nach Basel. Am Titisee müssen sich Wandererinnen und Wanderer entscheiden, ob sie über Feldberg, Belchen und Blauen weitergehen oder lieber über das Herzogenhorn und den Hotzenwald an den Hochrhein wandern wollen. Der Weg trennt sich in eine West- und eine

Ostroute, die beide ihre landschaftlichen Besonderheiten haben. Die westliche Variante über den Feldberg ist deutlich beliebter als die östliche. Wer es ruhiger mag, sollte deshalb übers Herzogenhorn und den Hotzenwald gehen. Bis heute bin ich noch nicht alle 285 Kilometer des Westwegs gegangen, aber das kann ja noch werden. Der Titisee liegt auf einer Etappe, die ich noch nicht gewandert bin. Wenn ich dort mal wieder vorbeikomme, schaue ich vielleicht in einem der Souvenirshops vorbei. Könnte ja sein, dass es diese kleinen Plastikfernseher mit den Bildern von touristischen Attraktionen immer noch oder wieder gibt.





TRADITION

»Tradition ist die Weitergabe der Flamme und nicht die Anbetung der Asche.« Dieser Satz, den vermutlich Thomas Morus so, oder so ähnlich, als Erster formuliert hat, drückt für mich viel mehr aus, was Brauchtum bedeutet als »Das haben wir aber schon immer so gemacht«. Wir alle brauchen Rituale und Traditionen. Sie geben uns Halt in unserem nicht immer übersichtlichen Alltag. Aber die Rituale sollten mit uns wachsen, sich mit uns verändern. Als unsere Jungs ihre ersten Weihnachtsfeste feierten, zauberten wir an Heiligabend aus unserem Wohnzimmer innerhalb kürzester Zeit ein Weihnachtszimmer. Der Baum stand vorbereitet auf der Terrasse unserer Nachbarn, die Geschenke waren griffbereit versteckt. Nachmittags machten wir uns auf den Weg zu Freunden zum Weihnachtskaffee. Ich gab vor, etwas vergessen zu haben, sauste zurück und bewerkstelligte in kürzester Zeit die Verwandlung vom Wohn- ins Weihnachtszimmer. Das machten wir zwei, drei Jahre so. Dann »halfen« wir dem Weihnachtsmann und kauften schon mal einen Baum, den wir gemeinsam schmückten. Das Weihnachtsritual änderte sich von Jahr zu Jahr, und dennoch sagen alle Familienmitglieder, dass wir eine feste Tradition haben, das Weihnachtsfest zu feiern.

Im Südschwarzwald gibt es viele Traditionen und damit Möglichkeiten, diese zu pflegen und weiterzuentwickeln. Respekt vor dem, was andere geschaffen haben, ist in

gehört. In 75 Meter Höhe dreht sich dieser gläserne Ring. Immer wenn ich von hier aus Richtung Osten, zum Südschwarzwald hinschau, erwacht wieder die Sehnsucht, bald durch die Wälder und über die Wiesen zu den Seen und Wasserfällen zu ziehen.



Zitate

»Wald und Wälder«

Schmid, Wilhelm. *Heimat Finden. Vom Leben in einer ungewissen Welt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2022. S. 79

»Kunst und Architektur«

Stefan Strumbel. *What The Fuck Is Heimat*. Typo Part II (Werktitel). (<https://www.stefanstrumbel.de/what-the-fuck-is-heimat/>) [28.6.2023]

Stefan Strumbel. *Verstehen ist das Gefühl von Heimat* (Werktitel). Cortenstahl, Höhe: 15 Meter, Fundament: 10 × 15 Meter, 2016. (<https://www.hochschwarzwald.de/attraktionen/tannenzapfen-kunstwerk-in-rothaus-verstehen-ist-das-gefuehl-von-heimat-7e94f3ca56>) [28.6.2023]

Hat Ihnen dieses Buch gefallen?
Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie
auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.



© privat

Cornelia Tomaschko ist Reisebuchautorin und überzeugt, dass ein Mensch mehr als eine Heimat haben kann. Ihre Herzensheimat ist der Südschwarzwald. Dort im Süden sind die Orte und Menschen, die ihr guttun und immer wieder neue Perspektiven eröffnen.



© Dirk Brzoska

Franziska Neubert, geboren 1977, studierte an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig und an der École Nationale Supérieure des Arts Décoratifs, Paris. Ihre Arbeiten werden regelmäßig im In- und Ausland gezeigt und wurden mehrfach ausgezeichnet. Franziska Neubert lebt mit ihrer Familie in Leipzig.